

Heike Walk, Nele Boehme (Hrsg.):  
**Globaler Widerstand.**  
**Internationale Netzwerke auf der**  
**Suche nach Alternativen**  
**im globalen Kapitalismus,**  
**Verlag Westfälisches Dampfboot**  
**Münster 2002, 221 S. (20,50 €)**

Gegen die völlige Unterwerfung der Welt unter die Interessen der Kapitalverwertung regt sich zunehmend spürbarer Widerstand. Die Proteste gegen den Gipfel der Welthandelsorganisation (WTO) 1999 in Seattle und die erfolgreichen Weltsozialforen in Porto Alegre gelten als Geburtsstunden der öffentlichen, also medialen Wahrnehmung der Aktivitäten gegen die neoliberale Variante der Globalisierung. Die gesteigerte Aufmerksamkeit vor allem der Massenmedien, sofern sie, anders als in Berlusconi's Italien, noch frei sind, veranlaßte Heike Walk und Nele Boehme – Redaktionsmitglieder des *Forschungsjournals neue Soziale Bewegungen* –, die differenzierte(n) globalisierungskritische(n) Bewegung(en) sowohl wissenschaftlich als auch mit dem Ziel einer Selbstverständigung innerhalb dieser Bewegung zu erfassen. Diesen doppelten Anspruch erfüllen die Beiträge des Sammelbandes in sehr unterschiedlicher Qualität.

Das Buch ist ein notwendiger erster Versuch der Systematisierung globalisierungskritischer Organisationen. Auch daher repräsentiert es die Vor- und Nachteile, die fast immer mit Sammelbänden verbunden sind. Einerseits bieten sie den Lesern viele Themen, Sichtweisen und Schreibstile, andererseits fehlt ein vergleichbares argumentatives Niveau und eine gemeinsame Zielorientierung. So finden sich Einzelstudien zu spezifischen Bewegungen oder Organisationen (Zapatismus, zweimal Attac – Frankreich und Deutschland –, Kampagne gegen den Handel mit Kriegsdiamanten, Friends of the Earth oder »erlassjahr.de«) neben Beiträgen zu Methoden von Globalisierungskritikern (Kampagnen, Mediennutzung). Daß es dabei zu Überschneidungen kommt, ist kaum vermeidbar, wäre aber durch eine strukturierte Einleitung der Herausgeberinnen und durch eine überzeugendere Gliederung zu entschärfen gewesen.

Auf ein weiteres Desiderat der Auswahl macht in einer knappen Skizze Ronald Köpke aufmerksam: Die in diesem Buch wie vielfach in der deutschen globalisierungskritischen Diskussion vorherrschende Sichtweise ist die »nördliche«. Köpke vermutet daher große Probleme bei der Süd-Nord-Vernetzung der Globalisierungskritiker, freilich ohne wesentlich über die Nennung dieses Aspektes hinauszugehen.

Gelungen ist den Herausgeberinnen die Werbung zweier hochkarätiger Autoren, deren Texte legitimationsstiftend an den Anfang gesetzt wurden. Nicht fehlen darf der Doyen der deutschen Globalisierungskritik, Elmar Altvater, der unter anderem eine Definition von »Globalisierungskritik« formuliert: »Die Kritiker der Globalisierung leugnen nicht positive Seiten, doch werden die Negativposten sehr viel kritischer gesehen als von jenen, die der Globalisierung ... vor allem sonnige Seiten abgewinnen...« (S. 25 f.). Jeweils konkrete Kritik an negativen Folgen der Globalisierung habe zur Konsequenz, daß die »Bewegung« sehr unterschiedliche und vielfältige Wurzeln habe. Eine Zusammenarbeit sei daher nur als »Netzwerk« denkbar.

Pierre Bourdieu, zu früh verstorbener geistiger Vater eines solchen Netzwerkes, das mit dem Ziel der Einführung einer Devisentransaktionssteuer (Tobin-Steuer) als *Attac* zunehmend auch in Deutschland öffentlichkeitswirksam ist, plädiert in seinem aus Gesprächen zusammengestellten Text für eine europäische Sozialbewegung.<sup>1</sup>

Dieter Rucht, renommierter Bewegungsforscher vom Wissenschaftszentrum Berlin, systematisiert die von Altvater und Bourdieu angesprochene Vielfalt der Bewegung in seinem leSENSwerten Essay<sup>2</sup> (»Rückblicke und Ausblicke auf die globalisierungskritischen Bewegungen«). Rucht sieht in dem von ihm in eine Reihe ähnlicher Proteste seit 1985 gestellten und plastisch nachgezeichneten »Seattle« ein Fanal, das weltweit zur globalisierungskritischen Vernetzung beigetragen habe. Zugleich sei in Seattle die Breite der Bewegung deutlich geworden. Organisiert wurden die Proteste vom gewiß nicht revolutionsverdächtigen amerikanischen Gewerkschaftsdachverband AFL-CIO, der auf eine Abfederung der kapitalistischen Globalisie-

zung ziele. »Umweltschützer, Frauengruppen, Dritte-Welt-Initiativen, Menschenrechts- und Bürgerrechtsgruppen, kirchliche Kreise und kritische Ökonomen verbanden ... ihre spezifischen Themen ebenfalls mit dem Prozeß der ökonomischen Globalisierung, wobei sich zwei Kritiklinien ausmachen lassen.« (S.58) Rucht differenziert zwischen einer sozusagen »reformistischen« Orientierung bei den genannten Gruppen, die die Globalisierung kontrollieren und zähmen wolle und einer radikaleren antikapitalistischen Richtung, die deutlich kleiner sei. Auf absehbare Zeit müsse das Verhältnis zwischen diesen Strömungen geklärt werden.

Rucht zeichnet die Entwicklung nach *Seattle* mit kritischem Blick auf die Demonstrationsrituale (vor allem zu nennen die teils gewalttätigen Auseinandersetzungen beim G7- Treffen in Genua) nach. Eine positive qualitative Änderung sieht der Autor bei den Treffen in Porto Alegre, bei denen die Globalisierungskritiker vom Reflex auf die Gipfelszenierungen ökonomisch und politisch Mächtiger hin zu einer eigenen strategischen Entwicklung gefunden hätten. Dies sei bereits durch den Tagungsort deutlich geworden.

Rucht schließt mit einem Ausblick auf die zukünftigen Herausforderungen der Globalisierungskritik. Vordringlich sei die Klärung des Verhältnisses zur Gewalt.<sup>3</sup> Damit verbunden sei die Strategie- und Bündnisfrage ebenso zu klären wie die Zielsetzungen und die anzuwendenden Methoden. Vor allem fordert Rucht eine Verbesserung der theoretischen Fundierung der Globalisierungskritik. Auf Dauer werde die punktuelle Kritik nicht hinreichen, um massenwirksam zu werden. Es müßten auch konstruktive Alternativen vorgelegt werden: Damit ... verbunden ist auch die Frage nach den grundsätzlichen ... Ordnungsvorstellungen: Geht es um einen Widerstand im oder gegen den Kapitalismus? ... Welcher Stellenwert soll Marktkräften zukommen? Worin besteht die Rolle von Staaten und der internationalen Staatengemeinschaft? Ist eine »Weltregierung« erstrebenswert?« (S. 75)

Nicht ohne Reiz für Geschichtsbewußte ist abschließend ein anderer Aspekt, nämlich daß die grundlegende Konzeption des Sammelbandes in einem Seminar der SPD-nahen Friedrich-Ebert-Stiftung entwickelt und die

Publikation des Buches von der PDS-nahen Rosa-Luxemburg-Stiftung unterstützt wurde. Breites linkes Interesse an der Globalisierungskritik?

FRIEDHELM WOLSKI-PRENGER

- 1 Vgl. auch den Beitrag von Pierre Bourdieu in *UTOPIE kreativ*, Heft 139 (Mai 2002), S. 389-397.
- 2 Leser/innen, die sich in die Globalisierungskritik einlesen wollen, sei der instruktive Beitrag von Dieter Rucht als Einführung eher als die nur so genannte *Einleitung* der Herausgeberinnen empfohlen.
- 3 Das bei Abfassung dieser Rezension gerade zu Ende gegangene europäische Sozialforum in Florenz scheint darauf zu verweisen, daß die große Mehrheit der Globalisierungskritiker die kontraproduktiven Gewalttäter domestiziert hat.

Alexander Roesler,  
Bernd Stiegler (Hrsg.):  
Microsoft.  
Medien – Macht – Monopol,  
edition suhrkamp Frankfurt/Main  
2002, 272 S. (11 €)

Ich bekenne es freimütig: Auch diese Zeilen entstehen mit Hilfe von *Microsoft® Word*, einer der zahlreichen Applikationen aus der Software-Schmiede des William (Bill) H. Gates. Doch im alltäglichen Gebrauch dieser und weiterer *Microsoft*-Anwendungen befinde ich mich in guter Gesellschaft – mittlerweile laufen 95 Prozent aller Computer mit dem von *Microsoft* kreierten Betriebssystem *Windows*. Und so scheint sich die Tatsache, daß auf beinahe jedem PC, den man kaufen möchte, Produkte aus dem Hause *Microsoft* bereits vorinstalliert sind, inzwischen fast aus der Sache selbst zu ergeben. Es ist schwer vorstellbar, daß jemand im digitalen Informationszeitalter den nachhaltigen Siegeszug des Computers nicht zwangsläufig mit dem Erfolg von Bill Gates und seiner *Microsoft* assoziieren würde. Das ausgeklügelte Lizenzsystem, das bereits bei der Hardware ansetzt und global die Hersteller mit ihren Geräten in das System *Microsoft* so früh wie möglich einbindet, ist entscheidend für die Vormachtstellung von *Microsoft* in Fragen Software. Garantiert es doch ein Quasi-Monopol auf *Microsoft*-Produkte und schreibt es stetig fort. Wen wundert es also, wenn allerorten naiv mystifizierend vom »Phänomen Microsoft« gemunkelt wird und

der seit dem Washingtoner Prozeß selbsternannte »Chief Software Architekt« Bill Gates, versehen mit dem gottväterlichen Nimbus als König aller Computereffreaks, scheinbar felsenfest über seinem Reich von Bits und Bytes zu thronen scheint?

Die Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes greifen jenes Phänomen auf. Dabei geht es ihnen in ihrer kritischen Auseinandersetzung weniger um eine Analyse der eindrucksvollen und zugleich problematischen Erfolgsstory des US-amerikanischen Großkonzerns. Vielmehr binden sie die Thematik in den Kontext eines komplexen Verbunds von Mediengeschichte, Wirtschaftsmacht und globaler Normierung ein und erkennen in *Microsoft* gerade deshalb ein Phänomen, weil an ihm einige der zentralen Fragen der Gegenwart in all ihrer Virulenz erkennbar werden (Vorwort).

In oft stark linker Akzentuierung bringt das Buch den Alltag jedes einzelnen in Korrelation zu den Strategien des Microsoft-Konzerns und betrachtet aus unterschiedlichen Blickwinkeln das Phänomen Microsoft. Elf sehr abwechslungsreiche Beiträge versetzen den Leser in die Lage, sein Bild von Bill Gates und Microsoft zu revidieren, weil er sich rasch mit den knallhart praktizierten Geschäftsgebahren des Konzerns konfrontiert sieht. Neben (natürlich) Informatikern kommen auch Literaturwissenschaftler, Medienhistoriker, Mathematiker, Philosophen, Datenschützer sowie Zeitungs- und Radioredakteure zu Wort und allein schon die Auswahl der Autoren garantiert ein wohlthuendes Konglomerat der Argumentation und eine facettenreiche Darstellung. Die oft mit Hintersinn und Ironie geschriebenen Aufsätze lesen sich durchweg informativ bis spannend und sind, auch wegen ihrer gut faßbaren Länge, niemals langweilig. Und sie machen Lust auf mehr. Wer tiefer in die Materie eindringen möchte, findet im vorbildlich ausgestatteten Anmerkungsapparat zahlreiche Hinweise auf weitere Literatur. Da fällt im Gesamterscheinungsbild das leicht fehlerhafte Inhaltsverzeichnis kaum ins Gewicht.

Widmet man sich mit etwas Lust und Zeit dem Lesestoff, so erfährt man nicht nur von den technischen Stärken und Schwächen der *Microsoft*-Programme (S. 103 ff., 212 ff.), sondern auch höchst Erstaunliches über die

Entwicklungen moderner kapitalistischer Marketing-Strategien und den ungezügelter Konkurrenzkampf in der Computertechnologie. Vervollständigt werden diese Anmerkungen durch einen Beitrag zum *Microsoft*-Prozeß (S. 130 ff.). Letztlich markiert der nur den juristischen Gipfel eines monopolistisch-spekulativen Kalküls, dennoch aber wird Otto-Normalleser mit geradezu spektakulären Einblicken versorgt. Es scheint fast absurd, wie mit Geld und außergerichtlichen Einigungen in wirklich exorbitanten Dimensionen ein Streit um Wettbewerb und Monopol beigelegt werden kann. In beziehungsreicher Betrachtung wird die Wirtschaftsmacht *Microsoft* untersucht (S. 73 ff.) und, im Zusammenhang mit den sensiblen Fragen des Datenschutzes (S. 239 ff.), das aufschlußreiche Verhältnis des Konzerns zum Internet und der Browserkrieg mit *Netscape* durchleuchtet (S. 134 ff.). Es ist eben nicht selbstverständlich, daß die Benutzeroberflächen des weitaus größten Teils der Computerbenutzer identisch konzipiert sind und daß damit die technische wie visuelle, funktionale wie strukturelle Organisation gleichen Vorgaben gehorcht und damit Microsoft die Wirklichkeit am PC festlegt. Es ist ebensowenig selbstverständlich, daß der Zugang zum Internet in gleicher Banalität erfolgt und so zugleich eine zentrale Erfassung maßgeblicher Benutzerdaten weltweit technisch möglich wird. Hierbei ist es überaus lesenswert, wie es dem »Undergraduate« Bill Gates, der vormals, als er noch selbst DOS programmierte und leidlich BASIC schrieb (S. 66), inzwischen problem- und skrupellos gelingt, über die Systeme von Hard- und Software ein Gespinnst aus Patenten, Handelsmarken und Geheimhaltungsabkommen zu weben, das schlichtweg auf bezahlter Ausbeutung geistiger Arbeit seiner streng voneinander abgeschotteten Programmierknechte beruht (S. 71). Wundern wir uns noch, wenn wir erfahren, daß die *Microsoft*-Corporation erwägt, Änderungen an der US-amerikanischen Verfassung durchzusetzen?

Denn die Gattessche Vision von der »Extension des Menschen« via Computer, so das ernüchternde aber nicht unerwartete Resümee, ist längst zu einer Frage der Extension geopolitischer Macht der USA geworden (S. 24 ff.): *Microsoft*-Anwendungen existieren in allen Sprachen und verbreiten amerikanische Kultur

durch tägliche Nutzung im privaten, beruflichen und öffentlichen Raum. Das Englisch als lingua franca des PC sichert den USA eine beispiellose Dominanz in der Computerwelt. Der globale *Windows*-Standard macht ganze Wirtschaftszweige zunehmend von dem US-amerikanischen System abhängig und schwächt so die strategischen Fähigkeiten potentieller ökonomischer und militärischer Mitbewerber. Eindrucksvoller kann eine Demonstration der »Vorteile« einer unregulierten Ökonomie nicht sein. Jede Zerschlagung des Konzerns würde also grundlegende Mechanismen der amerikanischen Industrieentwicklung gefährden. Wundern wir uns noch, daß die Anklage gegen *Microsoft* wegen Verletzung des Anti-Monopolgesetzes die vielfach belegt werden könnte, fallengelassen wurde und die Bush-Regierung ihren Frieden mit *Microsoft* geschlossen hat?

So ist die Geschichte von *Microsoft* in vieler Hinsicht ein Lehrstück der Geschichte der Gegenwart – schon deswegen sei die Lektüre empfohlen. Trotzdem ist das Buch nicht unbedingt etwas für den Nachttisch. Wer könnte schon nach der Lektüre eines Psychogramms von Bill Gates gut einschlafen?

KLAUS MELLE

Christoph Deutschmann (Hrsg.):  
Die gesellschaftliche Macht des  
Geldes, Leviathan Sonderheft 21,  
Westdeutscher Verlag  
Wiesbaden 2002, 367 S. (29,90 €)  
Werner Rügemer:  
Arm und reich. Bibliothek  
dialektischer Grundbegriffe,  
Band 3, transcript Verlag Bielefeld  
2002, 52 S. (5,50 €)

In Krisenzeiten, wenn die Verteilungsspielräume sichtlich enger werden, gelangen Fragen der Vermögensverteilung, der Reichtumskonzentration und der Macht des Geldes regelmäßig in den Fokus der Diskussion. So ist es auch diesmal: Seitdem die Bundesregierung 2001 ihren *Armuts- und Reichtumsbericht* vorgelegt hat, reißt der Strom von Publikationen

zu diesem Thema nicht mehr ab. Dies ist durchaus zu begrüßen, denn dadurch wird nicht nur ein aufgestautes Informationsbedürfnis befriedigt, sondern zugleich auch das öffentliche Problembewußtsein literarisch angeregt. Gehört doch gerade der Reichtum in diesem Land zu den bestgehüteten Geheimnissen, so daß ein bißchen Diskussion darüber nur gut sein kann – für die Verstärkung der Transparenz gesellschaftlicher Verhältnisse, aber auch für die Durchsetzung einer größeren Verteilungsgerechtigkeit in der Bundesrepublik Deutschland.

Werner Rügemer zielt mit seinem Essay *arm und reich* genau in diese Richtung, indem er aufzeigt, daß Armut als eine quasi »öffentliche Erscheinung« breit wahrgenommen wird, während der Reichtum in der Regel außerhalb jeder Betrachtung bleibt. Die dafür vorgebrachte Entschuldigung, daß für den Reichtum eine klare Definition und Abgrenzung fehle (S. 16), entlarvt er als Ausrede und zweckdienlichen Vorwand, um die wahren Verhältnisse zu verschleiern. Die Problematik gewinnt vor dem empirischen Hintergrund, daß das statistisch ausgewiesene Vermögen der privaten Haushalte in Deutschland derzeit mehr als 10 Billionen € beträgt, diese sich aber extrem ungleich auf die einzelnen Klassen, Schichten und Gruppen verteilen, erheblich an Brisanz: Mehr als 42 Prozent des gesamten Privatvermögens gehören 10 Prozent der Haushalte, während sich die untere Hälfte der Bevölkerung mit 4,5 Prozent der Vermögenswerte begnügen muß (S. 18). Der Autor stellt Reichtum und Armut einander dialektisch gegenüber und versucht, die nationale Problematik in einen globalen Zusammenhang zu stellen, wodurch sich freilich alles zuvor Entwickelte relativiert: Angesichts der globalen Armut erscheinen selbst die Armen in Deutschland als reich. Erst recht ist vor diesem Hintergrund die Feststellung richtig, daß Deutschland ein »reiches Land« ist. Immerhin übersteigt hier die Zahl der als reich anzusehenden Personen (ca. 5 Millionen) die Zahl der Sozialhilfeempfänger um einiges (S. 21).

So flüssig wie das Buch geschrieben ist, so ist es doch nicht frei von Schnitzern: zum Beispiel, wenn bei der Definition des Reichtums statt des Doppelten nur die Hälfte des Durchschnitts angesetzt wird (S. 20). Auch die Aussagen zum Immobilien- und Produktivver-

mögen sind nicht immer schlüssig, worunter die Polemik mitunter leidet. Hier hätte mehr statistische Sorgfalt gut getan und die Überzeugungskraft des sonst so gelungenen Bändchens erhöht.

Einen ähnlich ganzheitlichen Ansatz verfolgt auch das zweite hier vorgestellte Buch, ein Sonderband der sozialwissenschaftlichen Zeitschrift *Leviathan* zum Geld. Anliegen dieser Publikation ist es, »die fachdisziplinäre Zerstückelung der Analyse des Geldes zu überwinden und die Einheit des Gegenstandes sichtbar zu machen. Die gesellschaftliche Macht des Geldes erstreckt sich über die Wirtschaft wie die Politik, über die normativen Ordnungen der Gesellschaft ebenso wie über private Lebensgeschichten und Interaktionsbeziehungen« (S. 18).

Geld wird bekanntermaßen spätestens seit Georg Simmel (*Philosophie des Geldes* –1900) von Ökonomen und Soziologen getrennt untersucht, einmal als Wertmaß und Tauschmittel und das andere Mal als Träger sozialer Beziehungen. Diese unglückliche Arbeitsteilung hat aber wie so oft, so auch hier, fatale Konsequenzen. Die schlimmste ist, daß das Geld auf diese Weise von *beiden* Disziplinen nur defizitär wahrgenommen wird, als komplexe Kategorie aber nirgendwo mehr auftaucht. Als solche fiel es einfach durch das Raster der akademischen Arbeitsteilung und gehört seitdem, wie Heinsohn/Steiger zu Recht feststellten, zu den »ungelösten Rätseln« der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (vgl. *UTOPIE kreativ* 147, S. 86 ff.). Christoph Deutschmann thematisiert genau dieses Defizit (S. 7 ff.) und zeigt, wie es überwunden werden könnte. Der rote Faden dabei ist: »das Geld nicht nur als technische Größe aufzufassen, sondern seine gesellschaftliche Eigenbedeutung als Medium und Vehikel von Macht sichtbar zu machen« (S. 10).

Es ist dem Herausgeber gelungen, eine größere Anzahl von Autoren zu finden, die sich dieser Aufgabe angenommen haben: Soziologen, Psychologen, Theologen, Politikwissenschaftler, leider aber keine Ökonomen. Dabei sind sehr interessante und anregende Beiträge entstanden. Der große Durchbruch jedoch, die Lösung des »Geldrätsels«, ist auch hier nicht gelungen. Letztlich bleiben auch die hier vereinigten Aufsätze in ihrer jeweiligen

fachspezifischen Sicht verfangen. Bestenfalls sind es Bausteine für eine gesellschaftliche Theorie des Geldes, die dabei entstanden sind, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Ihre Lektüre lohnt sich allemal, besonders für Ökonomen, deren Geldverständnis gegenüber den hier vertretenen Positionen normalerweise weit zurücksteht.

Im ersten Teil wird das Geld als »Kommunikationsmedium« analysiert. Drei Aufsätze beschäftigen sich damit, indem sie die Theorien von Parson und Luhmann kritisch referieren und in einigen Punkten weiterführen. Besonders hervorzuheben ist der Aufsatz von Heiz-Peter Spahn, da hier ein wirklich breiter gesellschaftstheoretischer Ansatz zugrunde gelegt wird – von Marx und Keynes bis zu Altwater und Riese. Spahn plädiert für eine Definition des Geldes als »Wirtschaftsordnung«, in der die »ökonomischen Interaktionsprozesse über geldliche Kontrakte und Geldzahlungen abgewickelt werden« (S. 69). Insofern existiert die Marktwirtschaft real als »Zahlungswirtschaft« (S. 70), woraus sich die Bedeutung der Geldausgabe für die Organisation der Wirtschaft ableitet.

In dem sich daran anschließenden zweiten Teil geht es um das Verhältnis von Geld und Religion. Unter Berufung auf Marx, Max Weber und Walter Benjamin geht Deutschmann hier der Frage nach, welche Konsequenzen es jeweils hat, wenn an die Stelle »der Sache« selbst ein »Zeichen« tritt: »Wie Gott ist Geld, was es bedeutet.« (S. 12) Aber, was bedeutet es eigentlich? Mit Benjamin faßt er den Kapitalismus als »säkularisierte Religion« des Menschen auf, worin sich der einzelne verliert und das Geld, als wichtigstes Symbol, nicht greifbar ist, eine »Chiffre« bleibt. Die eigentliche religiöse Desillusionierung der Menschheit sieht der Autor als erst noch bevorstehend: »Der Abschied von der Religion des Geldes« (S. 105). In einem weiteren Beitrag dazu wird diese Position noch erhärtet, indem nicht nur dem Geld, sondern dem Kapitalismus als Ganzes eine »religiöse Natur« zugesprochen wird (S. 130 ff.). Als entscheidend wird hier jedoch die Differenz zwischen Gott und Götzen, Reichtum und Mammon usw. hervorgehoben, eine aus theologischer Perspektive möglicherweise interessante Fragestellung, aus ökonomischer Sicht wohl aber



weniger. Im Resümee gelangt der Autor Franz Segbers zu dem allerdings bemerkenswerten Urteil, daß der Geldfetischismus und die Überhöhung des Mammons in der Gegenwart »keine harmlose religiöse Verirrung ist, sondern Legitimation eines destruktiven Herrschaftssystems« (S. 131).

Weitere Beiträge sind anthropologischen und tauschtheoretisch-soziologischen Fragen gewidmet, psychologischen Aspekten sowohl des Geldes als auch der Börse und dem geldvermittelten Konsum. Daran an schließen sich Texte, die unter der Überschrift »Geld und Sozialcharakter« zusammengefaßt wurden – allesamt sehr originell und lesenswert. Ein Beitrag der Extraklasse ist der Aufsatz von Jochen Hörisch, Autor des Bestsellers *Poesie des Geldes*, worin neuere Literatur über das Geld kenntnisreich und witzig kommentiert wird, Lust darauf machend, all die vorgestellten Bücher selbst zu lesen (S. 316 ff.). Abgeschlossen wird der Band mit zwei unmittelbar politikbezogenen Beiträgen von Rainer Wehnert und Mathias Binswanger, die sich mit dem Prozeß der Autonomisierung von Zentralbanken und dem Phänomen spekulativer Blasen an den Weltbörsen befassen.

ULRICH BUSCH

**Michael Steffen:**  
**Geschichten vom Trüffelschwein.**  
**Politik und Organisation**  
**des Kommunistischen Bundes**  
**1971 bis 1991,**  
**Assoziation A,**  
**Berlin-Hamburg-Göttingen 2002,**  
**409 S. (24 €)**

Der Autor dieser (bearbeiteten) Dissertation über die Geschichte des Kommunistischen Bundes (KB) betont, daß er selbst nie dem KB angehört habe, sondern aus »autonomen« linken Zusammenhängen komme. Dieser Hinweis ist wichtig, nicht nur vor dem Hintergrund einer durchaus zu spürenden Sympathie Steffens für seinen Forschungsgegenstand, sondern auch in bezug auf umstrittene Insider-texte (Gert Koenen: *Das rote Jahrzehnt*) und

Äußerungen ehemaliger Angehöriger radikaler linker Strömungen der späten 60er und 70er Jahre; erinnert sei hier nur an die Fischer- und Trittin-Debatten.

Der KB war, wie alle »maoistischen« Organisationen, sofern Parlamentswahlen (an denen er sich im Unterschied zu KBW, KPD, KPD/ML und anderen Konkurrenzorganisationen klugerweise nie separat beteiligte), Exekutivfunktionen, Funktionärsrepräsentanz in Großorganisationen wie Gewerkschaften oder Wahrnehmung durch Massenmedien die Kriterien sind, eine marginale Größe. Auch die Mitgliedszahlen (maximal 2500) scheinen für ein Sektendasein zu sprechen. Zu bedenken ist aber, daß die PDS in den alten Bundesländern immer noch weniger als 5000 Mitglieder hat. Wie alle »K-Gruppen« verstand sich der KB als leninistische Kaderpartei, die hohe Ansprüche an das zeitliche und finanzielle Engagement der Mitglieder stellte. So sammelte auch der KB beträchtliche Mittel, freilich in geringerem Maße als der »reiche« KBW (Kommunistischer Bund Westdeutschlands). Erstaunlich unproblematisch verlief die Aufteilung von Geldern bei der Abspaltung der »Zentrumsfraktion« (Gruppe Z) 1979 (S. 288), aus der mit Thomas Ebermann, Jürgen Reents und Rainer Trampert führende Grünen-Politiker der achtziger Jahre hervorgingen. Gemessen an den Fehden und Feindschaften anderer linker Organisationen bei Spaltungen war dies keine gering zu schätzende Leistung und ein Indiz, das auf eine Sonderstellung des KB im Vergleich zu anderen K-Gruppen hindeutet, wengleich es an bitteren Zerwürfnissen nicht fehlte. Ein weiteres Indiz stellt die fortdauernde Existenz des »AK« (ehedem »Arbeiterkampf«, nunmehr »Analyse und Kritik«) dar, eines Blattes, das stärker als die Zeitungen und Zeitschriften der anderen »K-Gruppen« oder der DKP eine zumindest punktuelle Offenheit und Bedeutung über das unmittelbare Umfeld der Organisation auf Gegenöffentlichkeit und linke Debatten besaß und besitzt.

Der von Georg Fülberth entlehnte Titel des Buches (S. 9) verweist auf die Fähigkeit des KB, »wie ein Trüffelschwein« nach neuen sozialen Impulsen und Bewegungen zu suchen. So spielte der KB phasenweise in der Anti-AKW-Bewegung (Brokdorf, Kalkar, Grohnde)

eine wichtige Rolle und auch in der Formierung des bunt-alternativen Teils der grünen Wahlbewegung, so in der »Bunten Liste« 1978 und später der Grün-Alternativen Liste/GAL in Hamburg und einigen anderen grünen Landesverbänden. Auch in der gewerkschaftlichen Arbeit war der KB zumindest in Hamburg stark verankert, stellte er doch zeitweise rund 100 Betriebsräte/innen (S. 141), obwohl sich seine Aktiven eines erheblichen Widerstandes vieler Gewerkschaftsfunktionäre ausgesetzt sahen und der KB davon Abstand nahm, hauptamtliche und höhere Funktionen anzustreben. Der langjährige freigestellte Betriebsrat bei Texaco (heute DEA) und spätere Grünen-Sprecher Rainer Trampert ist das vielleicht prominenteste Beispiel. Die Internationalismus-Arbeit (u. a. Vietnam, Chile, Portugal, südliches Afrika) kann als weiteres Argument gegen eine Unterschätzung des KB angeführt werden. Schließlich sind es viele Personen, die später in anderen politischen Zusammenhängen eine Rolle spielten, die für die Bedeutung des KB sprechen. Neben den erwähnten Personen sei hier nur auf Heiner Eckhoff, Kai Ehlers, Jürgen Elsässer, Claudia Gohde, Ulla Jelpke, Andrea Lederer, Knut Mellenthin oder Heiner Möller verwiesen. Angaben zu diesen und weiteren einstigen KB-Aktiven finden sich im Anhang (S. 347 ff. ).

Zur Überschätzung der Substanz des KB besteht allerdings auch kein Anlaß. Mag der KB auch skeptischer als andere ML-Gruppen gewesen sein, unrealistische Erwartungen einer revolutionären Entwicklung wie einer drohenden »Faschisierung« prägten auch seine Arbeit. Bei aller Bündnisfähigkeit war innerorganisatorische Demokratie sicherlich kein Markenzeichen des KB. In seiner Kritik erst an der außenpolitischen Wende Chinas Anfang der 70er Jahre und dann der innenpolitischen Umorientierung nach Maos Tod 1976 stellt Steffen den KB als weit flexibler dar als die anderen ML-Gruppen (S. 269f.). Die unkritische Bezugnahme auf den Maoismus und die damit einhergehende Verharmlosung, ja Rechtfertigung des Stalinismus prägte jedoch auch den KB.

Der KB war in Hamburg am stärksten und auf Hamburg als Zentrum ausgerichtet. Hier hatte er zeitweilig bis zu 1 500 Mitglieder – die PDS kommt heute auf rund 300, und die

Grünen, die hier mit bis zu 14 % der Stimmen ihre bundesweit besten Landtagswahlergebnisse erreichten, haben heute auch nicht mehr Mitglieder als der KB Mitte der 70er Jahre. Da Mitgliedschaft in einer »K«-Gruppe sehr aktiv verstanden wurde, ist die Zahl umso bedeutender. KB-Strukturen gab es auch in anderen Orten, aber nirgendwo war die Dominanz des KB gegenüber anderen ML-Gruppen, Spontis und vielleicht sogar der DKP so ausgeprägt wie in Hamburg. In West-Berlin etwa dominierte die KPD, deren Aktivisten/innen maßgeblich am Aufbau der Alternativen Liste mitwirkten. Und in Süddeutschland spielte der KB selbst im schmalen Segment der radikalen Linken eine untergeordnete Rolle.

Trotz mancher Schwächen des Buches, so etwa der unzureichenden Einbettung in die Gesamtgeschichte und einer nur bedingt gelungenen Vermittlung von Atmosphäre und Stimmungen der 70er und 80er Jahre sowie des Fehlens einer einordnenden Zusammenfassung ist dem Autor eine wirklich wertvolle und auch für manche heutigen Konfliktlinien in der deutschen Linken aufschlußreiche Darstellung gelungen. Dies keineswegs nur wegen der Schilderung der Spaltung 1989/91 in »Mehrheit« (die sich teilweise auf die PDS hin orientierte) und »Minderheit« (Gruppe K, radikal antinationale Strömung), die für das Verständnis der »antinationalen« Linken und damit von manchen innerlinken Bruchlinien von großer Bedeutung ist, die bis zur heutigen Irak-Krise nachwirken.

FLORIAN WEIS

**Malcolm Sylvers:**  
**Die USA – Anatomie**  
**einer Weltmacht.**  
**Zwischen Hegemonie und Krise,**  
**PapyRossa Verlag Köln 2002,**  
**280 S. (16,90 €)**

»Was sich überhaupt sagen läßt, läßt sich klar sagen.« Dieses Zitat aus dem *Traktus logico-philosophicus* auf das Buch von Sylvers angewandt, verspricht sicherlich nicht zuviel: Das Buch ist für Einsteiger eine wahre Offenba-

rung, für Kenner eine interessante Ergänzung und Bestätigung. Mit ihm lassen sich die US-amerikanische Gesellschaft und die Zusammenhänge der Regierungspolitik leichter verstehen. Übersichtlich strukturiert, erklärt der Autor die Entwicklung der Wirtschaft während der letzten Jahrzehnte, die Klassenstruktur, die Innen- und Außenpolitik mit einem Überblick über die wesentlichen nationalen Kontakte und Konflikte sowie die oppositionelle Politik des Landes. Ohne flachen traditionell anti-amerikanischen Populismus beweist Sylvers hier die Möglichkeit, den Marxismus als legitime und vor allem brauchbare wissenschaftliche Methode zu nutzen. Die derzeitige kapitalistische Entwicklung mit ihren charakteristischen Erscheinungen (politisch, militärisch, ökonomisch und soziologisch) läßt sich logisch erklären. In die Phänomenologie einer sich verändernden Hegemonie bettet der Autor – als Konsequenz – die Globalisierung der US-Wirtschaft ein. Die weltweite Vormachtstellung des US-Dollars und das zunehmende Mißverhältnis zwischen Import und Export veranlassen Sylvers dennoch zu der Frage, ob die amerikanische Wirtschaft wirklich globalisiert ist.

Der unverkennbare Einfluß der Banken auf die wirtschaftliche Entwicklung und die Oligopolisierung sind die Grundlage eines vom Finanzmarkt getriebenen Kapitalismus. Die Folgen sind ein fortschreitendes Sinken der die Gesellschaft bestimmenden qualitativen und quantitativen Faktoren wie das Leben in den Städten, der Erwerb von Wohneigentum, Hochschulbildung, Entlohnung, Gesundheitswesen und Arbeitsplatzsicherheit. Diese Entwicklung macht auch einen Blick in das Demokratieverständnis notwendig. An dieser Stelle spricht der Autor von einer »meist ehrlich gemeinten Verwechslung von Demokratie und Liberalismus«. Diese suggestive Verklärung führt zu einem »Demokratiemythos«. Die unabhängige Entwicklung der US-amerikanischen Wirtschaft verursachte letztlich auch fulminante Einsparungen beim Sozialstaat, deren Folge Einkommensverluste und Arbeitslosigkeit waren und sind. Die Arbeitslosenstatistiken sind eine der »größten ideologischen Fälschungen der Gegenwart«. Die Abhängigkeit der Arbeiter von ihrer Arbeit als Dreh- und Angelpunkt für ihre Lebenslage

führt Sylvers vom Kapitel der »Umstrukturierung der Volkswirtschaft« zur Analyse der »Neue(n) Klassenstruktur«. Folglich erkennt er in der Dynamik der Wirtschaft einen Teil der Ursache für das »Fehlen eines sozialen Netzes«. Das seit Anfang der 80er Jahre stetig gesunkene Einkommen (insbesondere in einer Zeit, in der die ohnehin höheren Gehälter steigen und die Profite der transnationalen Konzerne durch Lohnsenkung zunehmen) offeriert eine fragwürdige gesellschaftliche Entwicklung. Kennzeichen der US-amerikanischen Wirtschaft sind folgenschwere Deindustrialisierungs- und Dezentralisierungsprozesse. Wenngleich Sylvers der Politik nicht die primäre Schuld an der makroökonomischen Entwicklung gibt, so hat sie diese nach seiner Ansicht zumindest nicht verhindert. Kennzeichnend dafür ist der Umgang mit und die oppositionelle Wirksamkeit der Gewerkschaften. Interessant ist die Darstellung der US-amerikanischen Klassenstruktur anhand des Armutsbegriffs, auch wenn sie etwas zu lang geraten ist. Auf der Suche nach einer amerikanischen Identität ist eine historische und aktuelle Analyse der internationalen Beziehungen, der ethnischen Konflikte und der Entwicklung des Feminismus unumgänglich, zumal »die Lage der Frau ... Aufschluß über die Gesellschaft selbst« gibt und »die Rassenfrage als das am schwierigsten zu lösende Problem anzusehen ist«.

Die Beantwortung der Frage »Was ist heute rechts?« gestaltet sich – bezüglich einer fast unscheinbaren Oppositionspolitik – sehr aufschlußreich. Auch wenn die Außenpolitik der USA, ein Spiegel ihrer eigenen Gesellschaft, gemessen an der nötigen Umfänglichkeit im vorletzten Kapitel ein wenig zu kurz kommt, wird doch Wesentliches gesagt. Das letzte Kapitel beschäftigt sich schließlich eingehend mit der nationalen Oppositionspolitik. Sylvers sieht sie zu Recht als ein notwendiges und hoffnungsvolles Unterfangen an. Insgesamt ein lesenswertes Buch!

ANJA LAABS